

KATJA MELLMANN

Gefühlsübertragung?

Zur Psychologie emotionaler Textwirkungen

In dem Internetforum *Edge*, das sich als Plattform der sogenannten Third Culture versteht, erschien in den letzten Jahren eine Reihe von Artikeln des Neurowissenschaftlers VILAYANUR RAMACHANDRAN, in denen er über den Zusammenhang zwischen Gehirnevolution und der Entstehung der menschlichen Kultur nachdenkt. Eine hervorgehobene Rolle spielen in diesen Aufsätzen die sogenannten Spiegelneuronen, die seit ihrer Entdeckung 1998 an der Universität Parma in Fachwelt wie allgemeiner Öffentlichkeit große Aufmerksamkeit erfahren haben und die RAMACHANDRAN als die zentrale Voraussetzung für die Entwicklung von Nachahmungslernen, sozialer Kognition, Bewusstsein und Sprache ansieht.

Als Spiegelneuronen bezeichnet man Nervenzellen, die nicht nur dann feuern, wenn das betreffende Individuum eine Handlung selbst vollzieht, sondern auch dann, wenn es diese Handlung bei einem anderen beobachtet. Diese zunächst zufällige Entdeckung bei einem Experiment mit Makakenaffen ist inzwischen in zahlreichen Untersuchungen bestätigt und weiter ausgebaut worden, und alles weist darauf hin, dass auch das menschliche Gehirn über solche Spiegelneuronen verfügt und in vergleichbarer Weise einsetzt. Außerdem hat man heraus gefunden, dass nicht nur bestimmte motorische Akte (wie z. B. das Greifen nach einem Gegenstand) neuronal gespiegelt werden, sondern auch Körperempfindungen und Emotionen wie Schmerz und Ekel. Und man hat beobachtet, dass Spiegelneuronen auch dann feuern, wenn die betreffende Handlung vom anderen gar nicht wirklich ausgeführt, sondern nur angedeutet wird, vom betrachtenden Individuum also gar nicht gesehen, sondern lediglich imaginiert wird.¹

1 Hier vor allem liegt die Brücke zu den Literaturwissenschaften, in denen die Entdeckung bereits einige Male aufgegriffen wurde. Siehe z. B. GERHARD LAUER: Spiegelneuronen.

Die Entdeckung besteht also kurzgesagt darin, dass das Gehirn neuronale Karten anlegt, die eine bestimmte Handlung gewissermaßen ‚als solche‘ repräsentieren, also unabhängig davon, ob und von wem diese Handlung gerade ausgeführt wird und welche weiteren neuronalen Prozesse mit diesem quasi-semanticen Muster im Einzelfall verknüpft sein mögen. Der Verdacht liegt nahe, dass diese Abbildung eigentlich fremder Handlungen auf eben dieselbe Art, in der auch eigene Handlungen neuronal verarbeitet werden, eine wichtige Rolle beim Erkennen und Verstehen fremden Verhaltens spielt. Anders gesagt: Wenn ein Makake bei der Beobachtung einer Handbewegung des Versuchsleiters in Richtung auf eine Schale mit Erdnüssen dieselben Muster neuronaler Aktivierung zeigt, die auch sein eigenes Greifen nach den Erdnüssen begleitet, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass er diese Handlung des Versuchsleiters irgendwie *versteht*, dass er dessen Intention² erkannt hat.

Aus diesem Grund meinten schon die Entdecker der Spiegelneuronen, mit ihnen die neuronale Basis der Empathie gefunden zu haben. Und auch RAMACHANDRAN ist dieser Ansicht, wenn er schreibt:

The mirror neurons, it would seem, dissolve the barrier between self and others. I call them “empathy neurons” or “Dalai Lama neurons”. [...] Dissolving the “self vs. other” barrier is the basis of many ethical systems, especially eastern philosophical and mystical traditions. This research implies that mirror neurons can be used to provide rational rather than religious grounds for ethics [...].³

Über den Grund des Wohlgefallens an der Nachahmung. In: Im Rücken der Kulturen. Hrsg. von KARL EIBL/KATJA MELLMANN/RÜDIGER ZYMER, Paderborn 2007 (Poetogenesis 5), S. 137–163, und MASSIMO SALGARO: Stories without Words. Narratives of the Brain. In: Cognitive Philology 2 (2009), URL: <http://padis2.uniroma1.it:81/ojs/index.php/cogphil/article/view/3774/3734> (01.11.2009), die den Erklärungswert von Spiegelneuronen für die Literaturwissenschaften m.E. überschätzen (s. auch die kritische Stellungnahme von KILIAN KOEPEL/CARLOS SPOERHASE: Neuroscience and the Study of Literature. Some Thoughts on the Possibility of Transferring Knowledge. In: Journal of Literary Theory 2 (2009), S. 363–374). Etwas vorsichtiger: HERBERT JINDENBERGER: Arts in the Brain; or, What Might Neuroscience Tell Us? In: Toward a Cognitive Theory of Narrative Acts. Hrsg. von FREDERICK LUIS ALDAMA, Austin 2010 (Cognitive Approaches to Literature and Culture), S. 13–35, und FRITZ BREITHAUP: Kulturen der Empathie, Frankfurt a. M. 2009, S. 36–52.

2 „Intention“ hier freilich in einem sehr basalen Sinne. Die ausführliche Kritik von EMMA BORG (If Mirror Neurons Are the Answer, What Was the Question? In: Journal of Consciousness Studies 14/8 (2007), S. 5–19), dass der Intentionbegriff der Spiegelneuronenforschung mitnichten an den der philosophischen Debatte um die Simulationstheorie heranreiche, erscheint mir deshalb etwas unnötig; aber sie ist verständlich als eine berechtigte Gegenreaktion auf die Neigung einiger Neurologen, in der Tat sehr große Thesen auf diese sehr partikuläre Entdeckung aufzubauen.

3 VILAYANUR S. RAMACHANDRAN: Mirror Neurons and the Brain in the Vat. In: Edge 176 (12.01.2006), URL: http://www.edge.org/3rd_culture/ramachandran06/ramachandran06_index.html, par. 15; s. auch: “I call these [neurons] ‘empathy neurons’ or ‘Dalai Lama neurons’ for they are dissolving the barrier between self and others. Notice that in saying

Ich stoße mich an dieser Stelle schon wegen der Gleichsetzung von neuronaler Spiegelung und Empathie. Zwar halte auch ich es nicht für unmöglich, dass Spiegelneuronen eine wichtige Komponente empathischer Kognition darstellen, aber die einfache Synonymisierung, wie RAMACHANDRAN sie hier vornimmt, suggeriert, dass neuronale Spiegelung schon Empathie *sei*; mit ihr identisch sei. – Noch mehr aber stoße ich mich an dem dritten Glied der Gleichung. Denn der Verweis auf den Dalai Lama evoziert neben der buddhistischen Vorstellung einer Subjekt-/Objekt-Verschmelzung außerdem auch noch die ethisch besetzte Gefühlsdimension von Mitleid und mitfühlender Anteilnahme. Und prompt findet man in Weblogs das Gerücht, Spiegelneuronen seien die „biological basis for compassion and loving kindness“.⁴ Auch hier gilt: Empathie ist natürlich eine wichtige Voraussetzung von Mitleid, und so sind Spiegelneuronen als Voraussetzung von Empathie freilich in letzter Instanz auch eine Voraussetzung von Mitleid.⁵ Aber der Weg wird immer weiter. Und von einem einzelnen neuronalen Schaltkreis, der an zahlreichen höchst unterschiedlichen kognitiven Operationen beteiligt sein kann, über die höchst komplexe Fähigkeit der Einfühlung in fremde Gemütszustände bis hin zu einer Emotion mit höchst spezifischer Gefühlsqualität ist es ein sehr weiter Weg!

Und mich ärgert diese Stelle noch aus einem dritten, gewichtigeren Grund. Hinter dieser metonymischen Reihe verbirgt sich meiner Ansicht nach nicht nur der unzulässige Vergleich von Äpfeln mit Birnen, sondern zudem ein alltagspsychologisches Konzept von Mitleid, das ich für falsch halte: die Vorstellung nämlich, dass der mitleidige Betrachter am Leid des Bemitleideten irgendwie ‚teilhabe‘, dass beide dasselbe Leid empfinden. Dies ist ein sehr häufiges Missverständnis und mindestens so alt wie die Wortbildung (Mitleid, συμπάθειν, *compassio* etc.) selbst. Auch in rezeptionsästhetischen Überlegungen taucht es immer wieder auf; so erst jüngst in einer mediävistischen Studie zu Empathie, Mitleid und Sympathie, in der es heißt:

this one isn't being metaphorical; the neuron in question simply doesn't know the difference between it and others.” Ders.: The Neurology of Self-Awareness. In: Edge 201 (22.01.2007), URL: http://www.edge.org/3rd_culture/ramachandran07/ramachandran07_index.html, par. 8.

4 URL: <http://10outof10.blogspot.com/2007/03/mirror-neurons-open-new-vistas.html> (29.03.2007).

5 Eine kritische Zusammenfassung empirischer Forschung zu der Frage, ob Empathie prosoziales Verhalten fördert, gibt SUZANNE KEEN: Empathy and the Novel, Oxford 2007.

Bewegend ist Mitleid deshalb, weil durch die Übertragung des Leides auf den Rezipienten gleichsam ein heftiger Affekt bzw. eine intensive Emotion ausgelöst werden kann.⁶

Es ist dieser höchst populäre Gedanke einer ‚Übertragung‘ des Gefühls vom einen auf den andern (respektive von einer literarischen Figur auf einen Leser), gegen den ich mich wende und dessen Inadäquatheit ich im Folgenden mit einigen psychologischen Argumenten herauszustellen versuche. Die zitierte (und ansonsten übrigens außerordentlich gewinnbringende) Studie neuesten Datums scheint mir ein Beleg dafür, dass es auch nach mehreren Jahrzehnten der Kritik an überdehnten Konzepten von ‚Einfühlung‘ und ‚Identifikation‘⁷ noch immer keineswegs müßig ist, in dieser Sache einige Klarstellungen vorzunehmen. Erst recht, da es sich hier um ein Kernproblem jeder literaturwissenschaftlichen Rezeptionstheorie handelt. Der Kurzschluss von der textanalytisch ermittelbaren Figurenemotion auf die Leseremotion mittels eines nicht weiter präzisierten Konzepts der ‚Gefühlsübertragung‘ scheint mir ein unzulässiges Ausweichmanöver vor einem tatsächlich schwierigen methodischen Problem: der Frage nämlich, wie wir Figuren- und Leseremotionen miteinander in Beziehung zu setzen haben.

Strenggenommen können wir als Textwissenschaftler zunächst gar keine Aussagen über emotionale Wirkungen auf den Leser machen. Mit nichts als dem Text als Grundlage können wir nur untersuchen, welche Emotionswörter in einem Text erwähnt, welche Emotionen in ihm *thematisiert* werden. Vielleicht auch noch, welche emotionalen Handlungen, Erlebnisse und Stimmungen in ihm ‚präsentiert‘, ‚inszeniert‘ oder ‚codiert‘⁸ werden – aber schon dafür bräuchte man eigentlich ein Minimum an zusätzlichen Hilfsannahmen über die Beschaffenheit einer bestimmten Emotion, um die für ihre Darstellung relevanten Textstellen überhaupt identifizieren zu können. Spätestens aber, wenn man das ‚emotionale Potential‘ eines Textes – im Sinne seines *Wirkungspotentials* – bestimmen möchte, ist man auf eine emotionspsychologische Heuristik angewiesen, die einem Auskunft darüber gibt, auf welche Weise bestimmte Reize vom

6 VERENA BARTHEL: Empathie, Mitleid, Sympathie. Rezeptionslenkende Strukturen mittelalterlicher Texte in Bearbeitungen des Willihalm-Stoffs, Berlin, New York 2008 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 50), S. 33.

7 Vgl. z. B. NORBERT GROEBEN/PETER VORDERER: Leserpsychologie, Bd. 2: Lesemotivation – Lektürewirkung, Münster 1988, S. 210–220; s. außerdem KATJA MELLMANN: Emotionalisierung – Von der Nebenstundenpoesie zum Buch als Freund. Eine emotionspsychologische Analyse der Literatur der Aufklärungsepoche, Paderborn 2006 (Poetogenesis 4), S. 109–111.

8 Vgl. SIMONE WINKO: Kodierte Gefühle. Zu einer Poetik der Emotionen in lyrischen und poetologischen Texten um 1900, Berlin 2003 (Allgemeine Literaturwissenschaft 7).

psychischen Apparat verarbeitet werden. Ich möchte das am Beispiel der Emotion Mitleid im Folgenden etwas genauer erläutern.

Eine gängige psychologische Definition von Emotionen in Abgrenzung z. B. von bloßen Stimmungen, frei kombinierten Kognitionen oder auch reflexhaft ablaufenden Affekthandlungen läuft über die typische Episoden- und Prozesshaftigkeit von Emotionen:⁹ Emotionen scheinen nach einem rudimentär festgelegten, in Abstimmung mit der jeweiligen Situation aber doch vergleichsweise flexiblen psychischen Programm abzulaufen.¹⁰ Der emotionale Appell gewisser Reize, den wir empfinden, *disponiert* uns zu bestimmten Handlungen, zwingt uns aber nicht, diese auszuführen. Diese Definition von Emotionen als dispositioische Verhaltensanleitungen entspricht gut dem Wortsinn von ‚Emotion‘ bzw. (wie es früher hieß) ‚Gemütsbewegung‘: Wir erleben eine Emotion, wenn wir uns innerlich zu etwas ganz Bestimmtem ‚bewegt‘ fühlen.

Fragt man nun nach der spezifischen Verhaltenstendenz der Emotion Mitleid, so wird man wohl zuerst auf die Disposition zu helfenden, schützenden oder tröstenden Handlungen kommen, d. h. Mitleid im Sinne von *misericordia* (nicht *compassio*) verstehen. Diese zunächst nur introspektiv gewonnene Vermutung lässt sich mit evolutionsbiologischen Argumenten weiter untermauern: Denn der Impuls, einem Leidenden unterstützend zur Hilfe zu kommen, fördert das Überleben des betroffenen Artgenossen und damit – rückversetzt in die evolutionäre Vergangenheit von Clangesellschaften – auch die Weitergabe eines hohen Prozentsatzes der eigenen Gene, so dass sich dieses Merkmal über die Folge von mehreren tausend Generationen im Genom einer Spezies stabilisieren kann.¹¹

Mitleid im Sinne von Erbarmen lässt sich also gut als eine angeborene Emotion plausibel machen, die zur psychischen Grundausstattung des Menschen gehört (und wohl nicht nur des Menschen, sondern auch

9 Vgl. etwa NICO H. FRIJDA: Moods, Emotion Episodes, and Emotions. In: Handbook of Emotions. Hrsg. von MICHAEL LEWIS/JEANNETTE HAVILAND, New York, London 1993, S. 381–403.

10 Vgl. KLAUS SCHERER: Emotion Serves to Decouple Stimulus and Response. In: The Nature of Emotion. Fundamental Questions. Hrsg. von PAUL EKMAN/RICHARD J. DAVIDSON, New York, Oxford 1994, S. 127–130; LEDA COSMIDES/JOHN TOOBY: Evolutionary Psychology of the Emotions and Their Relationship to Internal Regulatory Variables. In: Handbook of Emotions. Hrsg. von MICHAEL LEWIS/JEANNETTE M. HAVILAND-JONES/LISA FELDMAN BARRETT. 3rd [rev. & ext.] ed. New York 2008, S. 114–137.

11 Diese Rekonstruktion benutzt die biologischen Theoreme der „inclusive fitness“ und „kin selection“. – Als eine sehr brauchbare Einführung in die evolutionsbiologischen Grundlagen ‚für Literaturwissenschaftler‘ ist zu empfehlen: KARL EIBL: Animal poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie, Paderborn 2004 (Poetogenesis 1), S. 23–72.

anderer soziallebender Spezies). Aus evolutionspsychologischer Perspektive sind Emotionen bereichsspezifische Adaptationen, d. h. durch den evolutionären Prozess der differentiellen Reproduktion (Selektion) von Genen hervorgebrachte Anpassungen, die eine Lösung für ein ganz bestimmtes, über lange Zeiträume der Evolution regelmäßig auftauchendes Problem darstellen. Eine solche evolutionspsychologische Konzeptionierung von Emotionen als adaptive psychische Programme hat den Vorteil, dass sich Emotionen auf dieser Grundlage gut im Hinblick auf spezifische Auslöserqualitäten und Wirkungseffekte hin beschreiben lassen.¹² So sollte das Emotionsprogramm Mitleid einen Auslösemechanismus enthalten, der auf Notsituationen eines anderen, irgendwie als zur eigenen Gruppe gehörig betrachteten Individuums aufmerksam macht, und es sollte eine Anzahl kognitiver Prozesse in Gang setzen, die darauf gerichtet sind, die Ursache des Problems und Möglichkeiten zu seiner Behebung zu erkunden.

Und hier kommt die Empathie ins Spiel: Denn das emotionsauslösende Innewerden, dass ein anderer sich in einer Notsituation befindet, setzt eine ganze Reihe, im Einzelfall vielleicht höchst komplexer empathischer Kognitionen voraus. Ich betone: ‚setzt sie voraus‘, denn gleichwohl *ist* Empathie nicht auch schon Mitleid. Das Erkennen einer Notsituation ist nicht identisch mit dem Reagieren auf sie. Erst daran, dass wir uns von dieser Erkenntnis irgendwie betroffen fühlen, dass sie uns ‚anrührt‘, merken wir, dass eine Emotion in Gang gesetzt wurde. In diesem Fall nehmen wir die Information des fremden Leidens nicht einfach nur gleichmütig ‚zur Kenntnis‘, sondern fühlen einen Appell von ihr ausgehen, fühlen uns gewissermaßen unter Zugzwang, uns zu ihr in irgendeiner intuitiv vorgebahrten Weise zu verhalten. Diese spontane Intuition, dieser innere Appell zu helfen, schützen und zu trösten, macht die subjektive Erlebnisqualität dieses Vorgangs aus. Und diese unterscheidet sich deutlich von der kompassiven Gefühlsqualität des ‚Mit-Leidens‘ im Sinne eines Selbst-Leidens.

Als tatsächlich ‚kompassive‘ Reaktionen ließen sich wohl eher sogenannte Ansteckungsphänomene betrachten. Unter emotionaler Ansteckung versteht man in der Emotionspsychologie den Vorgang, dass das Ausdrucksverhalten einiger weniger basaler Emotionen – allen voran Lachen¹³ und Weinen – beim Betrachter dieselbe Emotion wieder auslöst,

12 Darauf basiert mein Ansatz in MELLMANN (Anm. 7) zur Analyse des emotionalen Wirkungspotentials der Literatur des 18. Jahrhunderts.

13 Vgl. ROBERT R. PROVINE: *Laughter*. In: *American Scientist* 1996.1, S. 1–12; DERS.: *Laughter. A Scientific Investigation*, New York 2000; MATTHEW GERVASIS/DAVID SLOAN WILSON: *The Evolution and Functions of Laughter and Humor. A Synthetic Approach*. In: *The Quarterly Review of Biology* 80 (2005), S. 395–430.

ohne dass dieser sich in derselben (Lachen oder Weinen evozierenden) Situation befinden müsste. Ähnliches lässt sich zum Beispiel auch bei Schmerzäußerungen beobachten; bei Müdigkeit, Übelkeit und Ekel; bei Schreckreaktionen und großer Furcht. Derlei Ansteckungsmechanismen mögen ihren evolutionären Sinn in der beschleunigten Synchronisation von Gruppenreaktionen gehabt haben – darüber wäre für jede der beteiligten Reaktionen gesondert nachzudenken. Wichtig in unserem Kontext ist, dass solche Ansteckungsreaktionen auf wenige bestimmte Emotionen beschränkt sind und keineswegs generell auftreten. (Man stelle sich einmal vor, wir müssten jede Emotion eines andern miterleben; ihn nur sehen und schon von seinem Gefühl ergriffen werden ...) Es gibt also keinen generellen Mechanismus emotionaler Ansteckung, sondern nur eine Anzahl von spezifischen emotionalen Ansteckungsmechanismen.

Im Fall von Literatur liegt der Fall noch komplizierter. Ein Film mag mit der Großaufnahme eines verzweifelt wehklagenden Gesichts tatsächlich so etwas wie einen Ansteckungsreflex bewirken und den Zuschauer den bekannten ‚Kloß im Hals‘ empfinden lassen, als der sich der Impuls zu weinen physisch bemerkbar macht. Denn das Medium Film verfügt über genau den audio-visuellen Informationskanal, über den die fraglichen Emotionssignale wirken. Im Fall von Literatur sind Ansteckungseffekte viel schwieriger zu erzielen. Zu lesen (bzw. erzählt zu hören), dass eine Figur verzweifelt und konvulsivisch weint, und es sich lebhaft vorzustellen, hat nicht annähernd die Wirkung eines bewegten Bildes mit dazu passender Tonspur. – Trotzdem sind die Menschen, die über einem Buch schon einmal Tränen vergossen haben, Legion. Es muss also noch andere Möglichkeiten geben, einen Leser zum Weinen zu bringen.

Im Emotionsprogramm Mitleid im eben eingeführten Sinne ist die Verhaltensdisposition des Weinens allerdings nur schwer unterzubringen. Insbesondere das mit dem Weinen verbundene ‚Weich-Werden‘, d. h. die unwillkürliche Erschlaffung der Körpermuskulatur, wäre gemessen am adaptiven Zweck der Mitleidsemotion, einem anderen zur Hilfe kommen zu sollen, dysfunktional. Die Muskeler schlaffung wie auch das Ausdrucksverhalten des Weinens selbst weisen eher auf eine supplikativ-passive als eine offensiv-aktive Verhaltensdisposition hin. Dies bemerkte schon HELMUTH PLESSNER in seinem Buch *Lachen und Weinen* von 1941¹⁴ und vermutete hinter dem Weinen eine unwillkürliche Körperreaktion der inneren Kapitulation, mit der wir auf Situationen der Überforderung reagieren. Weinen als ästhetische Reaktion wäre in dieser Perspektive also

14 HELMUTH PLESSNER: *Lachen und Weinen*. In: DERS.: *Gesammelte Schriften*. Hrsg. von GÜNTER DUX/ODO MARQUARD/ELISABETH STRÖKER, Bd. 7: *Ausdruck und menschliche Natur*, Frankfurt a. M. 1982, S. 201–387, hier S. 333–358.

eher als ein Zustand der resignativen Rührung oder Erschütterung zu fassen, nicht als eine Gefühlsübertragung aus dem Leid eines anderen.

Der Filmwissenschaftler ED TAN und der Emotionspsychologe NICO FRIJDA haben den Gedanken PLESSNERS in einem Aufsatz von 1999 wieder aufgegriffen und genauer zu erkunden versucht, wie narrative Texte und Filme solche Überforderungssituationen virtuell herstellen.¹⁵ Die hier angesprochene Gefühlsreaktion fassten sie dabei unter dem Begriff *sentiment*, also der sentimentalischen Reaktion des ‚Zu-Tränen-gerührt-Seins‘. Sie nehmen an, dass die sentimentale Rührung immer dann einsetzt, wenn sich in der Handlungsstruktur eine Entscheidung ereignet, die ein zentrales menschliches Bedürfnis tangiert. Als solche zentralen menschlichen Bedürfnisse fassen sie auf: erstens den thematischen Komplex von Leben und Sterben, zweitens den Konflikt von Gut und Böse und das Streben nach Gerechtigkeit, und drittens den ganzen Bereich von sozialer Bindung und Vereinzelung, von Liebe, Nähe, Akzeptanz und Gemeinschaft. Immer wenn in einer Geschichte eine Entscheidung fällt, die das gespannte Hoffen und Bangen¹⁶ des Zuschauers, das sich nach diesen Grundbedürfnissen ausrichtet, abrupt beendet und ihn mit einer Situation konfrontiert, in der es für den Moment ‚nichts mehr auszurichten‘ gibt, setze die sentimentale Reaktion ein.

Die Pointe der Theorie von TAN und FRIJDA liegt darin, dass dieser Mechanismus für positive und negative Entwicklungen gleichermaßen gilt. Und in der Tat weinen wir ja nicht nur über den Tod eines Helden, sondern z. B. auch, wenn die Liebenden sich endlich wiedergefunden haben; der verlorene Sohn von den Seinen wieder aufgenommen wird; oder die Tugend endlich und nach langem Kampf über das Laster triumphiert. All diese Szenen sind ‚rührend‘; in etwa so wie auch z. B. die Geburt eines Kindes oder eine Hochzeit ‚rührend‘ sein können. Diese sonderbare, nur schwer rationalisierbare Gefühlsqualität verdankt sich in der Deutung von PLESSNER, TAN und FRIJDA einer im Menschen offenbar fest verankerten Disposition zur Unterwerfung in Situationen, in denen

15 ED S.-H. TAN/NICO S. FRIJDA: Sentiment in Film Viewing. In: *Passionate Views. Film, Cognition, and Emotion*. Hrsg. von CARL PLANTINGA/GREG M. SMITH, Baltimore, London 1999, S. 48–64.

16 Dazu unter dem Leitkonzept der ‚outcome-related emotions‘ (TAN/FRIJDA) bzw. der ‚Planungsemotionen‘ (COSMIDES/TOOBY) s. MELLMANN (Anm. 7), S. 112–115, und dies.: Vorschlag zu einer emotionspsychologischen Bestimmung von ‚Spannung‘. In: EIBL/MELLMANN/ZYMNER (Anm. 1), S. 241–268. Neuere Studien zum Thema Spannung in den Sammelbänden: *Gespannte Erwartungen. Beiträge zur Geschichte der literarischen Spannung*. Hrsg. von KATHRIN ACKERMANN/JUDITH MOSER-KROISS, Wien 2007; *Zwischen Text und Leser. Studien zu Begriff, Geschichte und Funktion literarischer Spannung*. Hrsg. von INGO IRSIGLER/CHRISTOPH JÜRGENSEN/DANIELA LANGER, München 2008.

alle Anstrengungen der kognitiven Bewältigungsarbeit und des aktiven Einwirkens sinnlos geworden sind und die Lage so akzeptiert werden muss, wie sie nun einmal ist. Nimmt man hinzu, dass im Fall von Fiktionen ein aktives Einwirken auf das Geschehen prinzipiell unmöglich ist, dann wird schnell einsichtig, dass die so beschriebene Kapitulationsrespons eine der Kardinalreaktionen im literarischen Rezeptionsprozess darstellt. Und da ich das Prinzip der emotionalen Ansteckung für Literatur praktisch ausgeschlossen habe, lässt sich guten Gewissens die verallgemeinernde These wagen, dass wir tatsächlich immer, wenn wir über die Geschicke literarischer Figuren *weinen* müssen, wohl aufgrund dieser kapitulativen Verhaltensdisposition weinen. Denn auch die Emotion des Mitleids kommt, wie wir gesehen haben, als Ursache des Weinens nicht in Frage.

Gerade das vermeintliche ‚Weinen aus Mitleid‘, das oft als Musterbeispiel und Gipfel des empathischen ‚Mitfühlens‘ angeführt wird, scheint sich in der Tat also gar keiner ‚Übertragung‘ oder ‚Spiegelung‘ von Figurenemotionen im Leser zu verdanken, sondern einem viel abstrakteren Auslöseschema zu gehorchen, das für die Figuren sowohl positive als auch negative Gemütszustände zulässt. Hierin zeigt sich etwas, das ich für ein wichtiges generelleres Prinzip unserer emotionalen Reaktionen auf literarische Texte halte: die Tatsache nämlich, dass sozial gerichtete – d. h. auf Figuren bezogene – Emotionen typischerweise *nicht-identisch* sind mit den Emotionen der Figur. Sozial gerichtete Emotionsprogramme sind eben gerade wegen ihrer interaktionistischen Funktionsweise vielmehr *komplementär* aufeinander bezogen: Das Weinen einer fiktiven Figur provoziert (komplementär dazu) das karitative Mitleid des Rezipienten; und ebenso appelliert die weinende Kapitulationsrespons des Lesers sozusagen an das Mitleid eines nichtanwesenden Dritten (jedenfalls ihrer evolutionären *ultimate cause* nach, auch wenn diese im literarischen Rezeptionsakt nicht eingelöst wird). Zu einer tendenziellen *Parallelisierung* von Figuren- und Leseremotionen kommt es hingegen typischerweise dann, wenn der Leser gar nicht auf die Figur selbst, sondern vielmehr nur auf dieselbe Situation wie die Figur reagiert. Also z. B., wenn ein Roman oder Gedicht eine düstere Novemberstimmung evoziert, etwa beschreibt, wie der Nebel in den Feldern hängt, kein Mensch zu sehen ist, und kein Haus weit und breit, usw. In einem solchen Fall reagiert der Leser auf das durch die sprachliche Präsentation in ihm erzeugte Vorstellungsbild,¹⁷ und seine emotionale Reaktion auf dieses Bild mag dann im Einzelfall der einer

17 Dazu unter dem Leitkonzept der Attrappenwirkung MELLMANN (Anm. 7), S. 42–78.

Figur darin sehr ähnlich sein,¹⁸ – muss es aber nicht. Denn der Dichter kann eine Figur natürlich auch kontrafaktisch reagieren lassen. Auch in diesem Fall also kann nicht von irgendeiner Art der Gefühlsübertragung gesprochen werden. Zwar kann die prinzipiell mögliche Parallelisierung von Figur- und Leseremotion durch bestimmte Techniken der Fokalisierung noch weiter verstärkt oder auch abgeschwächt werden, aber das ändert nichts daran, dass die Leseremotion ein von der Figurenemotion getrennt verlaufender Prozess ist.

Aber der Leser kann sich natürlich *vorstellen*, wie die Figur sich fühlt. Und damit komme ich zum Konzept der Empathie.¹⁹ In der Tatsache, dass unter den vielfältigen psychischen Prozessen im Rezeptionsakt²⁰ neben sozialen Emotionen und Emotionen, die sich direkt auf die fiktionale Situation beziehen, auch noch eine umfangreiche empathische Vorstellungstätigkeit eine Rolle spielt, sehe ich den Grund dafür, dass sich das alltagspsychologische Konzept einer Emotions-„Übertragung“ zwischen Figur und Leser trotz anhaltender Kritik noch immer hartnäckig hält. Denn die Vorstellung, wie ein anderer sich fühlt, hat selbst eine quasi-emotionale Qualität, die man mit einer emotionalen Erfahrung durchaus verwechseln kann. – Ich sage ‚quasi-‘ und ‚verwechseln‘, weil es sich bei der immens flexiblen Empathietätigkeit, die sich auf unterschiedlichste (nahezu beliebige) innere Zustände kognitiver und emotionaler Art beziehen kann, doch höchstwahrscheinlich um einen ganz anderen psychologischen Sachverhalt handelt als bei der Auslösung eines beschränkten Sets von relativ ‚fest verdrahteten‘ bereichsspezifischen Emotionsprogrammen. Auch wenn ich mir sehr lebhaft *vorstellen* kann, wie das lyrische Ich in Goethes *Willkomm und Abschied* liebt, welch qualvolle Eifersucht Woyzeck empfindet oder unter welcher Belastung Thomas Buddenbrook

18 Das hängt u. a. davon ab, in wie hohem Maße es sich im jeweiligen Fall um eine kulturell modifizierte oder ‚komplexe Emotion‘ (MCDUGALL) handelt; zur Vermittlung von ‚Natur‘ und ‚Kultur‘ in der von mir verwendeten Emotionstheorie s. MELLMANN (Anm. 7), S. 86–96.

19 Ich verwende den Begriff als Bezeichnung für „a form of complex psychological inference in which observation, memory, knowledge, and reasoning are combined to yield insights into the thoughts and feelings of another“ (WILLIAM ICKES: Introduction. In: *Empathic Accuracy*. Hrsg. von WILLIAM ICKES, New York u. a. 1997, S. 1–16, hier S. 2), d. h. für die mentale Repräsentation eines fremden Gemütszustands als Resultat einer beliebig komplexen kognitiven Operation; vgl. zum Folgenden auch meine Ausführungen in MELLMANN (Anm. 7), S. 115–124, und dies.: *Objects of ‚Empathy‘. Characters (and Other Such Things) as Psycho-Poetic Effects*. In: *Characters in Fictional Worlds*. Hrsg. von JENS EDER/FOTIS JANNIDIS/RALF SCHNEIDER, Berlin, New York (in Vorbereitung).

20 Zur Erläuterung meines partikularistischen Analyseansatzes (im Unterschied zu einer holistischen Beschreibung subjektiver Bewusstseinszustände) s. MELLMANN (Anm. 7), S. 28f.

steht – so lebhaft, dass ich es schier selbst zu spüren meine –, so bin ich doch trotzdem selbst weder verliebt noch eifersüchtig noch überlastet.²¹

Aber dies sind freilich bewusst ausgewählte Beispiele; im Fall einiger anderer Emotionen, wie insbesondere etwa Freude und Traurigkeit, ist es tatsächlich gar nicht so leicht, rein per Introspektion zu entscheiden, ob ich mir im Augenblick nur *vorstelle*, wie es sich anfühlt, heiter oder betrübt zu sein, oder ob ich es tatsächlich bin. Ja ich halte es sogar für gar nicht ausgeschlossen, dass es uns möglich ist, eins in das andere zu überführen, so wie es etwa in Prozessen von Autosuggestion oder auch in der Technik eines Schauspielers teilweise geschehen mag. Deshalb möchte ich betonen, dass es mir mit der strikten Unterscheidung von empathischer Vorstellung einerseits und dem Erleben einer Emotion andererseits um eine *konzeptionelle* Unterscheidung geht; d. h. um ein heuristisch möglichst wertvolles psychologisches *Modell* der am Rezeptionsprozess beteiligten Vorgänge, das eine Unterscheidung auch dort parat hält, wo es in der Alltagserfahrung häufig gar nicht weiter von Belang ist, ob es sich um das eine oder das andere handelt, aber in denjenigen Fällen hilfreiche Dienste leistet, wo es doch einmal einen wichtigen Unterschied macht, ob ich das eine oder das andere annehme. So etwa im Fall von Emotionsprogrammen, deren Auslöseschema eine tatsächliche pragmatische Involviertheit der eigenen Person voraussetzt, wie Eifersucht, Scham, Neid und dergleichen. Ich kann mir die Eifersucht einer literarischen Figur noch so lebhaft mental repräsentieren, ich werde nie sagen können: nun bin ich selbst eifersüchtig.

Angenommen mein psychologisches Modell ist einigermaßen zutreffend und es handelt sich hier in der Tat um zwei grundsätzlich verschiedene psychische Vorgänge, dann bleibt allerdings noch zu erklären, woher diese ‚quasi-emotionale‘ Qualität empathischer Repräsentationen eigentlich kommt. Und hier kommen die von RAMACHANDRAN so gepriesenen Spiegelneuronen wieder ins Spiel, denn in der Tat könnte sich die sinnliche Qualität mentaler Repräsentationen ganz wesentlich solchen neuronalen Spiegelungs- und/oder anderen verwandten Prozessen im Gehirn verdanken.

21 Der germanistische *locus classicus* dazu ist Lessing im Briefwechsel über das Trauerspiel: „In seinen Personen kann [das Trauerspiel] alle möglichen Leidenschaften wirken lassen, die sich zu der Würde des Stoffes schicken. Aber werden auch zugleich alle diese Leidenschaften in den Zuschauern rege? Wird er freudig? wird er verliebt? Wird er zornig? Wird er rachsüchtig? Ich frage nicht, ob ihn der Poet so weit bringt, daß er diese Leidenschaften in der spielenden Person billigt, sondern ob er ihn so weit bringt, daß er diese Leidenschaften selbst *fühlt*, und nicht bloß fühlt, ein anderer fühle sie?“ Gotthold Ephraim Lessing: *Werke*. Hrsg. von HERBERT G. GÖPFERT. 8 Bde. München 1971–1979, Bd. 4, S. 161.

So vermutet der Neurophysiologe ANTONIO DAMASIO, dass die Bildung einer Vorstellung davon, wie ein anderer sich fühlt, dieselben neuronalen Karten erzeugt, in denen auch der senso-motorische Input des eigenen Körpers in Form von Abbildungen ‚zweiter Ordnung‘ neuronal weiterverarbeitet wird. Er nennt diesen Vorgang die ‚Als-ob-Körperschleife‘, eben weil hier auf einer höheren Stufe der neuronalen Informationsverarbeitung dieselben Prozesse stattfinden, wie wenn und ‚als ob‘ der eigene Körper diese Informationen erzeugt hätte, obwohl sie in Wirklichkeit über den kognitiven Kanal eingetroffen sind. Das Gehirn benutzt diese Schaltkreise der homöostatischen Selbstabbildung des Körpers sozusagen als „Bühne“²² – so DAMASIOS Metapher –, auf der die kognitive Information sinnlich ‚inszeniert‘ wird. DAMASIO meint, dass es sich bei der von ihm vermuteten Als-ob-Körperschleife um eine „Spielart“²³ der neuronalen Spiegelungsmechanismen handelt, die seine Kollegen GIACOMO RIZZOLATTI *et alii* an Makaken beobachtet haben. Und er drückt sich nicht ohne Grund so vorsichtig aus, denn die Studien, auf die er sich bezieht, zeigen Ergebnisse, die mit denen aus den Experimenten um RIZZOLATTI nicht in der Weise kompatibel sind, dass sich ein einheitliches Prinzip neuronaler Spiegelung daraus ableiten ließe. RIZZOLATTI hat auf diese Inkompatibilität mehrfach hingewiesen²⁴ und hält DAMASIOS Rekonstruktion von Empathie über neuronale Abbildungen zweiter Ordnung für einen „Pleonasmus“²⁵, da solche Prozesse sowieso immer beteiligt seien; die direkte Spiegelung – sozusagen erster Ordnung – ist für ihn das Aufregendere. Nun sind jedoch auch Hinweise aufgetaucht, dass diese Spiegelungen erster Ordnung in Empathieprozessen gar nicht im erwarteten Umfang und wahrscheinlich nicht einmal zwingend beteiligt sind,²⁶ was bedeuten könnte, dass DAMASIOS Rekonstruktion die

22 ANTONIO R. DAMASIO: Der Spinoza-Effekt. Wie Gefühle unser Leben bestimmen, München 2003, S. 140.

23 DAMASIO (Anm. 22), S. 139.

24 VITTORIO GALLESE/CHRISTIAN KEYSERS/GIACOMO RIZZOLATTI: A Unified View of the Basis of Social Cognition. In: Trends in Cognitive Sciences 8 (2004), S. 396–403, hier S. 400; GIACOMO RIZZOLATTI/CORRADO SINIGAGLIA: Empathie und Spiegelneurone. Die biologische Basis des Mitgefühls, Frankfurt a. M. 2008, S. 186–192. Vgl. auch ANDREA S. HEBERLEIN/RALPH ADOLPHS: Neurobiology of Emotion Recognition. Current Evidence for Shared Substrates. In: Social Neuroscience. Integrating Biological and Psychological Explanations of Social Behavior. Hrsg. von EDDIE HARMON-JONES, New York, London 2007, S. 31–55, hier S. 42–44.

25 RIZZOLATTI/SINIGAGLIA (Anm. 24), S. 187.

26 NICOLAS DANZIGER/ISABELLE FAILLENOT/ROLAND PEYRON: Can We Share a Pain We Never Felt? Neural Correlates of Empathy in Patients with Congenital Insensitivity to Pain. In: Neuron 61 (2009), S. 203–212; JENNIFER H. PFEIFER/MIRELLA DAPRETTO: „Mirror, Mirror, in My Mind“. Empathy, Interpersonal Competence, and the Mirror Neu-

zutreffendere ist. Die Spiegelneuronen sind möglicherweise stärker an spezifischen emotionalen Ansteckungsmechanismen als allgemeinen Empathiebildungsprozessen beteiligt; die zunächst am ausgiebigsten als Fall von ‚Spiegelneuronen-Empathie‘ untersuchte Emotion Ekel gehört jedenfalls in die Gruppe der potentiell ‚ansteckenden‘ Emotionen.²⁷ Kurz: Auch die Neurowissenschaft sind noch weit davon entfernt, den ganzen Sachverhalt vollkommen verstehen und rekonstruieren zu können. Und die jeweils erhobenen neurologischen Daten können immer nur im Rahmen bereits bestehender theoretischer Annahmen über die Mechanik der untersuchten Vorgänge gedeutet und zur Korrektur und Weiterentwicklung der Theorie verwendet werden. Eben aus diesem Grunde halte ich es für so wichtig, nicht vorschnell auf alleserklärende ‚große Konzepte‘ zuzusteuern, sondern sich zunächst einmal um möglichst viele sinnvolle konzeptionelle Unterscheidungen zu bemühen und auf diese Weise ein leistungsfähiges psychologisches Modell literarischer Rezeptionsprozesse zu erhalten, das die komplexe Empirie – komme sie aus dem Kernspin, einem psychologischen Experiment oder auch aus der Textanalyse eines Literaturwissenschaftlers – angemessen differenziert integrieren kann.

Abstract

This article argues against the popular concept of the ‘transfer of emotions’, which is often used to describe processes of empathy in the real world as well as the relationship between a literary character and the reader. Using the emotion of sympathy as an example, this article differentiates between four categories of psychological processes: (a) an emotional response to a literary stimulus, (b) emotional contagion, (c) sentimental emotion, and (d) empathy (understood here as a cognitive operation of any complexity that leads to a mental representation of someone else’s mental state). Particular attention is paid to the sensual quality of empathetic ideas, which causes the misunderstanding of the ‘transfer of emotions’ to seem intuitively plausible, and which has often been equated with empathy since the discovery of so-called mirror neurons. In contrast to some popular scientific reports, I posit that neural mirroring processes are probably more involved in processes of emotional contagion than in empathy processes.

ron System. In: The Social Neuroscience of Empathy. Hrsg. von JEAN DECETY/WILLIAM JOHN ICKES, Cambridge 2009, S. 183–197.

27 Siehe auch das Beispiel von Übelkeit und Brechreiz bei RIZZOLATTI/SINIGAGLIA (Anm. 24), S. 188.